

Walther von der Vogelweide

Textkritik und Edition

Herausgegeben von
Thomas Bein



Walter de Gruyter · Berlin · New York
1999

Walther von der Vogelweide: Autornähe und Überlieferungsvarianz als methodisches Problem

»Sprache, Diskurs und Text, Subjekt, Autor und Erzählung sind tragende Begriffe eines Denkgebäudes 'Postmoderne' bzw. 'Poststrukturalismus', dessen architektonische Eigentümlichkeit darin besteht, alles sein zu wollen, nur kein Gebäude«, so die Historikerin Ute Daniel in einem Beitrag zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft. 'Clio unter Kulturschock' lautet der bezeichnende Titel.¹ Daß den Historikern unter einem gewissermaßen dauernd zusammenbrechenden methodischen Überbau – theoretisch – die Lust am Erzählen großer Geschichten von Subjekt, Tradition und Entwicklung vergangen ist, wird man gut verstehen können. Wenn in der Praxis der Historiker nun freilich immer noch und immer wieder große Geschichte erzählt wird, dürfte dies wohl damit zusammenhängen, daß sich keineswegs alle Historiker oder auch nur die meisten der fortdauernden Gefahr auszusetzen bereit sind, in einem Gebäude zu arbeiten, das keines ist. Weniger bildhaft gesagt: »In der Praxis ist [...] die wissenschaftliche Auseinandersetzung über Grundsatzfragen der Geschichtsforschung – so weit sie überhaupt stattfindet – nach wie vor die Domäne einiger weniger [...]« (S. 278). – Dasselbe wird man wohl auch mit Blick auf die Philologien sagen dürfen. Und es hängt vom jeweiligen Standpunkt ab, ob man meint, dies gereiche ihnen zum Vor- oder zum Nachteil. Ute Daniel hat für die Philologien, insoweit sie poststrukturalistisch beeinflusst sind und die hermeneutische Grundannahme, der Text habe Bedeutung(en), dadurch dekonstruieren wollen, daß sie das Moment der *différence* herausheben, ebenfalls eine höchst eindruckliche metaphorische Wendung parat: »[...] das poststrukturalistische Denken ist gewissermaßen ein immer wiederholter Akt des semantischen Autokannibalismus« (S. 263). – Genau besehen überlappen sich in den aktuellen Debatten der Literaturwissenschaft zwei Problemzusammenhänge, die selbstredend aufeinander zu beziehen, aber nicht miteinander identisch sind: die Radikalisierung eines vor allem von der französischen Philosophie initiierten und getragenen dezentrierenden Subjektdiskurses und die Zweifel an der Möglichkeit einer intersubjektiven Vermittlung von Bedeutung und Sinn des Textes. Das erste Problem ist, wenn man es nicht für eines der Psychologie oder Neurologie hält,

¹ In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 48, 5/6 (1997), S. 259-278, Zitat S. 260; Teil I ebd., S. 195-219.

eines der Philosophie und allzu oft und leichtfertig in die Literaturwissenschaft übertragen worden. Hier mag ein Hinweis auf einen Beitrag Manfred Franks genügen, der den Titel »Die Wiederkehr des Subjekts in der heutigen deutschen Philosophie«² trägt. Für die Literaturwissenschaft scheint vor allem die Frank-sche Auseinandersetzung mit solchen Theorien Bedeutung zu haben, die Subjektivität und Selbstbewußtsein ausschließlich als Ergebnisse kommunikativen Handelns erklären wollen. »Wie nun« – so Frank –, »wenn sich zeigen läßt, daß Subjektivität auf diese Weise gar nicht zu fassen ist? Dann würde der Anspruch, sie als Epiphänomen der Intersubjektivität erklärt zu haben, gegenstandslos« (S. 110). Soweit dieser Hinweis. Für den zweiten Problemkomplex und damit für die Literaturwissenschaft einschlägig ist Franks Kritik der Kritik am sogenannten Logozentrismus. Ich übergehe dabei seine Hinweise auf die Herkunft dieser Kritik aus dem Irrationalismus der 20er und 30er Jahre, die ihm die Freundschaft Derridas gekostet haben³, sondern hebe nur den beileibe nicht neuen, aber wichtigen Gedanken hervor, auf den Frank mit einem Zitat Wilhelm von Humboldts hinweist: »Keiner denkt bei dem Wort gerade das, was der andere [denkt], und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie der Kreis im Wasser, durch die Sprache fort. Alles *Verstehen* ist daher immer zugleich ein *Nicht-Verstehen*, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen« (S. 160). Und weiter: »Aus dieser Sachlage folgert Schleiermacher, 'daß das Nicht-Verstehen sich niemals gänzlich auflösen lasse.' Objektivität und vollkommene intersubjektive Durchsichtigkeit würde die Verständigungsbewegung ja nur unter der Bedingung erreichen, daß man ihre Sinnproduktion von einem archimedischen Ort außerhalb der Sprache – und das heißt: außerhalb unseres Miteinander-Sprechens – kontrollieren könnte. Aber wir sind einmal ins Dialog-geschehen verstrickt. Und das bringt mit sich, daß wir die Art und Weise, wie andere mit 'unserem' Sinn [und wir mit 'Text-Sinn', JH] umgehen, weder determinieren noch absehen können« (S. 160f.). Aus diesem Umstand ist nun aber nicht zu schließen, daß das Original der Rede schon eine Art *mis-reading* seiner selbst ist (S. 164), sonder eher, daß »die Unendlichkeit der Deutung [...] der Sinnfülle ihres Gegenstandes« entspricht (S. 166).⁴ Zugespitzt: das Herausarbeiten der *différence* ist eine Grundvoraussetzung auch und gerade der hermeneutischen Analyse. Die Tatsache, daß der Sinn des Textes mehrsinnig zu sein scheint, ist kein Beweis gegen die Existenz dieses Sinns oder die Inten-

² In: Ders: *Conditio moderna. Essays, Reden, Programm*. Leipzig 1993, S. 103-117.

³ Frank [Anm. 2], v.a. S. 119ff. (»Politische Aspekte des neufranzösischen Denkens«).

⁴ Die Zitate stammen aus dem Aufsatz »'Zerschwatze Dichtung' vor 'Realer Gegenwart'« (S. 156-171).

tionalität des Textes. Es sollte dies vielmehr Anreiz sein, beide im Gespräch mit dem Text zu differenzieren.

Ich bin in so verhältnismäßig allgemeiner Weise auf die aktuellen Debatten um Autor und Text, Subjekt und Deutung eingegangen, weil sich offenbar die Paradigmen in den Kulturwissenschaften zu verschieben beginnen und weil dies erhebliche Implikationen für Editions- und Textwissenschaft haben dürfte: »Die 'verlorenen geglaubten', gesellschaftlich handelnden Subjekte kehren [...] zurück«, so Otto Gerhard Oexle⁵ und – so kann man ergänzen – damit auch die Autoren als handelnde, dichtende Subjekte und in ihrem Gefolge die Literaturwissenschaft als eine Deutungsinstanz. Man kann dies begrüßen oder beklagen, aber wohl nicht aufhalten. Der Tatsache, daß in dichter zeitlicher Folge drei Walther-Ausgaben erschienen sind, kommt aus dieser Perspektive schon fast eine Form von höherer Bedeutung zu.⁶ Die Frage, die sich in dieser Situation stellt, ist die, wie in einem veränderten Paradigma das Verhältnis von Textkritik als Versuch, sich mit traditionellen philologischen Mitteln einem autornahen Text zu nähern (und so ja auch dessen Sinn in gewisser Weise festzulegen), und Überlieferungsgeschichte als Analyse der Lebenssituationen eines Textes in Zeit und Raum (die damit auch verschiedene Möglichkeiten der Sinnsetzung offenhält), aussehen könnte. Aus dekonstruktivistischer Sicht haben sich ja die Überlieferungsdifferenzen e i n e s Textes (aus der Perspektive poststrukturalistischer Theorie eine unhaltbare Aussage) als *différence* und *mouvance* fast schon zu gut in eine dezentrierende Lektüre eingefügt. Der Autor ist an den Varianten seines Textes quasi erstickt. Da es nun aber abzusehen ist, daß er in allernächster Zeit – im Kontext des anfangs skizzierten Paradigmenwechsels – wieder aufstehen wird (in welcher gewandelten Gestalt auch immer) oder bereits wieder zurückgekehrt ist, und man nicht ausschließen kann, daß die kommende Entwicklung der vergangenen an Radikalität kaum nachstehen wird, scheint es mir nützlich zu sein, gerade jetzt die produktive Spannung, die zwischen Autorschaftskonzepten (und deren Bedeutung für die editorische Praxis) sowie Überlieferungsanalyse herrscht, in der Weise zu betonen, daß die beiden Pole Autor

⁵ Auf dem Wege zu einer historischen Kulturwissenschaft. In: Mediävistische Komparatistik. FS für F. J. Worstbrock zum 60. Geburtstag. Hg. von W. Harms und J.-D. Müller, Stuttgart/Leipzig 1997, S. 241-262, hier S. 246.

⁶ Walther von der Vogelweide: Werke. Gesamtausgabe. Bd. 1: Spruchlyrik. Mhd./Nhd. Hg., übersetzt und kommentiert von G. Schweikle. Stuttgart 1994 (RUB 819); Walther von der Vogelweide: Leich, Lieder, Sangsprüche. 14., völlig Neubearb. Aufl. der Ausgabe Karl Lachmanns mit Beiträgen von Th. Bein und H. Brunner, hg. von Chr. Corneau. Berlin/New York 1996; Walther von der Vogelweide: Gedichte. 11. Aufl. auf der Grundlage der Ausgabe von H. Paul, hg. von Silvia Ranawake mit einem Melodieanhang von H. Brunner. Tübingen 1997 (ATB 1).

und Text einerseits, Überlieferung und Text andererseits methodisch wieder deutlicher voneinander abgerückt werden. Wenn man beide vorschnell und sehr undifferenziert aufeinander bezieht, besteht die Gefahr (und das haben weniger die Praxis der letzten Jahre als die theoretisch-methodischen Analysen gezeigt), daß unsere Sicht auf die 'textuellen Lebensformen' im Kräftefeld von Autor und Autorschaft sowie Rezeption und schriftlicher Tradierung zunehmend einseitig werden. Cerquiglinis inzwischen berühmt-berüchtigter Satz: »L'écriture médiévale [...] est variance«⁷ ist ja nicht deshalb falsch, weil er aller Grundlage entbehrt, sondern deshalb, weil er in dieser Form nur zur Hälfte richtig ist. Es gibt zweifellos Texte, die durch ihren Variantenreichtum die Frage nach dem Text und dem Sinn sinnlos machen, aber es gibt eben auch die Gegenbeispiele, Texte, die gerade auf Grund ihrer erstaunlich homogenen Überlieferung dazu auffordern, 'konstruiert' zu werden, den Kontext mittelalterlicher Medialität eingerechnet.

I. Fünf Beispiele

Die im folgenden vorgestellten, gut bekannten und ganz unterschiedliche Überlieferungsprobleme illustrierenden Beispiele werden anschließend systematisierend auf die beiden unterschiedlichen Aufgaben Textkonstitution und Überlieferungsanalyse hin befragt. Probleme der 'Situation' und kommunikativen Praxis bleiben hier mit Blick auf das Kolloquiumsthema völlig außen vor.

1. Der Leich. Er ist in der in den Ausgaben edierten Form mit Anfangsteil, Abschnitt A/B, Mittelteil, formaler Repetition von A/B und Schlußteil nur in C überliefert. In k (Cpg 341) bzw. in k² (Bibl. Bodmeriana Cod. 72) und l (Österr. Nationalbibl. Cod. 2677) beginnt er mit dem Mittelteil, der Verkündigung und Geburt gewidmet ist. Dadurch, daß der erste Teil, in dem die Trinitätsthematik in einen Marienteil ausläuft, an den – ursprünglichen – Schluß angehängt ist, endet der Leich hier, deutlicher noch als in C, in einem Marienlob.

2. L. 42,31 (C. Nr. 19): *Wil aber ieman wesen vrô*. Das Lied, aus vier Strophen bestehend, ist viermal überliefert, die Reihenfolge bei Kraus/Kuhn wie bei Cormeau begegnet in keiner der vier Handschriften. Lachmann hat zwei zweistrophige Lieder angesetzt. – Es gibt offenkundig zwei Fassungen, die durch B/C einerseits, E/U^x andererseits repräsentiert werden. In B/C hebt der Gedanke mit einer Reflexion über Hohe Minne (C., Str. 3) an, es folgt eine Klage über die

⁷ Bernard Cerquiglini: *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*. Paris 1989, S. 111.

Nichtübereinstimmung von Freude und Wohlhabenheit (C., Str. 1) und ein zurückgreifendes Bekenntnis zur *vrouwe* (C., Str. 4), um in die abschließende Klage darüber einzumünden, daß die *Saelde* unschön 'kleidet', wenn sie Reichtum und *ungemüete* zusammenfügt. In E/U^x sind die beiden Klagestrophen an den Anfang, die beiden die Minne thematisierenden Strophen an den Schluß gestellt und zwar so, daß die persönlicher gehaltene Strophe der eher allgemein getönten vorangeht. Bei Kraus/Kuhn und Cormeau ist die Reihenfolge dieser beiden letzten Strophen vertauscht. Das Lied geht so im Bekenntnis aus, daß über alle Unbill und Ungerechtigkeiten dieser Welt der Gedanke an die *e i n e* hinweggetrennt werde: »Die Perspektive« verschiebt sich also in dieser Anordnung der Strophen »von außen nach innen«. »Das ist eine aus nachromantischer Literatur wohlbekannte Verlaufsform«, so Jan-Dirk Müller.⁸

3. L. 74,20 (C. Nr. 51): *Nement, frowe, disen cranz*. Über die Berechtigung der Strophenfolge I, II, III muß wohl nicht mehr diskutiert werden.⁹ Auch bei Cormeau werden aber noch die Strophen IV und V gegen A und C, bzw. *AC, vertauscht.

4. Über die Reihenfolge der Strophen des Unmutstones ist viel gehandelt.¹⁰ In C, der Handschrift mit den meisten (16) Strophen, findet sich der Ton folgendermaßen geordnet: 2 Strophen über *guot* im allgemeinen und im speziellen, als Besitz eines Hauses; 2 Strophen über den *sanc*; 2 an den *Kerndenære*; 3 Strophen gegen den Papst; 2 Strophen über bzw. an Leopold; wieder 2 Strophen gegen den Papst (mit den beiden Leopold-Strophen über das Thema des Kreuzzuges verbunden); wieder 2 Lobstrophen (Leopold und Hermann); eine abschließende allgemeiner gehaltene Strophe über das Loben.

5. In L. 53,25 *Si wunderwol gemachet wip* (C. Nr. 30) wird in der vierten Strophe mit der Homonymie von mhd. *küssen*, nhd. 'Küssen' bzw. 'Kissen' gespielt. Und zwar in der Weise, daß zwar die 'harmlosere' Bedeutung, nämlich 'Kissen', im Vordergrund steht, die 'gewagtere' aber immer zugleich mitklingt. Das Ich wäre gern dort, wo die Dame das kleine rote Kissen an ihre eigene Wange

⁸ Die *frouwe* und die anderen. Beobachtungen zur Überlieferung einiger Lieder Walthers. In: Walther von der Vogelweide. Hamburger Kolloquium 1988 zum 65. Geburtstag von K.-H. Borck. Hg. von J.-D. Müller und F. J. Worstbrock. Stuttgart 1989, S. 127-146, hier S. 144.

⁹ Vgl. G. Hahn: Walther von der Vogelweide *Nemt, frowe, disen cranz* (74,20). In: Interpretationen mittelhochdeutscher Lyrik. Hg. von G. Jungbluth. Bad Homburg 1969, S. 205-226.

¹⁰ Zuletzt von H.-J. Behr: Walthers Sprüche im 'Unmutston'. Überlegungen zu ihrer Kohärenz. In: Walther von der Vogelweide. Beiträge zu Leben und Werk. Hg. von H.-D. Mück. Stuttgart 1989 (Kulturwiss. Bibl. 1), S. 391-401.

drückt, also mit auf ihrem Kissen: *swâ si daz an ir wengel leget, dâ wær ich gerne nâhe bî*. In A lautet der entsprechende Vers anders: *dem si daz an sîn wengel leget, der wonet dâ gerne nâhe bî*. Wenn man nicht davon ausgehen will, daß die Dame ihr rotes Kissen irgendeinem Herren auf die Wange drückt, kann der Vers nur heißen: 'derjenige, den sie auf die Wange küßt, der ist gern dort, wo dies geschieht'; d. h. er wird gern geküßt. Das *daz* in 54,11 kann sich nur auf 'Küssen', nicht auf 'Kissen' beziehen. Damit wirkt nicht nur der erste Vers der Strophe (*Si hat ein küssen, daz ist rôt*) unklar und der Diminutiv *wengel* kurios, sondern ist auch die Homonymie gewissermaßen 'verspielt'.

Fünf zwar nicht wahllos ausgewählte Beispiele, aber fünf Beispiele, die sich erheblich vermehren ließen. Sie stehen für ganz verschiedene Probleme der Walther-Philologie: für philologische Probleme im engeren Sinn und für Fragen der Strophenfolge innerhalb eines Tones bzw. eines Liedes bzw. der Versikelfolge des Leichs. Ich versuche nun, die Fälle zuerst mit Blick auf die Textkonstituierung und dann mit Blick auf eine Analyse der überlieferungshistorischen Bedeutung ihrer Varianz kurz zu behandeln.

II. Der Walther-Text

Zunächst zum letzten Beispiel: Die Entscheidung, wie der zu edierende Text auszusehen hat, der demjenigen, den Walther verfaßt haben wird, möglichst nahekommt, ist hier relativ einfach: A hat mit seiner Simplifizierung den schlechteren Text. Die Annahme, A repräsentiere eher als C, D und N einen walthernahen Text, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit.¹¹ Nähme man dies an, müßte man plausibel machen können, daß die Redaktoren aus einem simplen Text einen doppelbödigen, aus einer einsinnigen Verwendung eines Wortes eine doppelsinnige gemacht haben, und dies wohl zudem unabhängig voneinander.

Das erste Beispiel, der Leich, ist mit Blick auf die Probleme der Textkonstituierung ähnlich einfach gelagert. Man wird mit sowohl inhaltlichen wie auch formalen Argumenten zeigen können, daß C den walthernahen Text bewahrt. Der Text in der Anordnung von $k/k^2/l$ ist sicher sekundär.

Schwieriger zu beurteilen sind die Beispiele 2, 3 und 4. Im Fall von L. 42,31 (C. Nr. 19) könnte man zunächst – mit Lachmann – überlegen, ob es sich, wie in E unterstellt, um zwei Lieder handelt. Als Gegenargument wird man die Tatsa-

¹¹ Anders O. Ehrismann: *Ich het ungerne 'dicke bloz!' geruefet*. Walther von der Vogelweide, die Erotik und die Kunst. In: Th. Schneider (Hg.): *Das Erotische in der Literatur*. Frankfurt a. M. [usw.] 1993, S. 9-28, hier S. 18-20. Auch Ehrismanns Versuch, die im Titel zitierte A-Lesart der fünften Strophe zu verteidigen, erscheint mir nicht überzeugend.

che heranziehen können, daß die vier Strophen in B und C gewissermaßen miteinander verschränkt sind (III, I, IV, II). Problematisch ist die Frage, ob der Strophenfolge von BC oder der von EU^x der Vorzug zu geben ist. Es gibt m.E. zwei grundsätzlich unterschiedliche und auch nicht miteinander harmonisierbare Antworten. Die eine lautet: Wir haben zwei Autorfassungen bzw. zwei Fassungen, bei denen nicht zu entscheiden ist, welche Walthers Text am nächsten kommt. Hielte man diese Auffassung für die richtige, müßte man konsequenterweise den Text in zwei Fassungen drucken. Die andere geht von der irritierenden Tatsache aus, daß die beiden Themen Gesellschaftsklage und Minne, in EU^x geschieden, in BC zwar im Wechsel miteinander stehen, ohne daß aber doch ein Bezug beider Themen untereinander, der diese Verschränkung plausibel machte, erkennbar wäre. Je nach Anlage und Anspruch der Ausgabe wäre also einmal diese, einmal jene Lösung vorzuziehen. Cormeau hat sich vermutlich aus solchen auf die Liedkohärenz zielenden Überlegungen für die zweite Lösung entschieden. Für eine Umstellung von Strophe III und IV gegen die Überlieferung besteht m.E. aber keine Veranlassung. Im Gegenteil: der wirkungsvoll an den Schluß plazierte Naturausgang gerät so ins Innere des Liedes.

Eine vergleichbar ketzerische Auffassung möchte ich mit Blick auf L. 74,20 (C. Nr. 51) vertreten: Mit welcher Berechtigung werden gegen die Überlieferung Strophe IV und V vertauscht? Der Bezug von L. 74,28 auf 75,17, mit dem die Umstellung traditionell begründet wird, ist ja ohne Zweifel wirkungsvoll, ebenso die ununterbrochene Fortsetzung der amönen Szenerie von Strophe II bis IV (in den Ausgaben). Aber ist nicht auch die handschriftliche Reihenfolge I, II, III, V, IV denkbar? Str. III und V beschreiben so gemeinsam das Gefühl der Nähe und Ferne, des Hoffens, des Suchens. In der abschließenden Traum-Strophe erwies sich dann die Hoffnung auf Erfüllung als *wân*. Cormeau schreibt (S. 167): »IV oder/und V ermöglichen einen variablen Abschluß des Kernteils I-III«. Das erscheint mir, auch unter Berücksichtigung der Tatsache, daß in E die Traum-Strophe fehlt, eine sachgerechte Beschreibung. Ich würde nur andere Konsequenzen als Cormeau ziehen: Entweder die handschriftliche Reihenfolge beibehalten oder Strophe IV und V als IVa und IVb nebeneinander drucken.

Zuletzt zur Strophenfolge im Rahmen eines Tones. Mir scheint, und ich vereinfache jetzt sehr, daß die lange anhaltende und kontroverse Diskussion zur Strophenfolge innerhalb umfangreicher und über längere Zeit hin gebrauchter Töne bei Walther (und auch bei anderen Autoren) gezeigt hat, daß jenseits des Überlieferten kein fester Boden zu gewinnen ist. Was sich hingegen immer wieder zeigt, ist, daß es innerhalb der Töne kleine, zwei-, seltener dreistrophige Einheiten gibt, die so angeordnet sind, als ob ein rascher Themenwechsel beabsichtigt ist. Aus dieser Beobachtung würde ich im Fall des Unmutstones dieselbe Konsequenz wie Cormeau ziehen: Die Reihenfolge wäre die der Hand-

schrift C, die zusätzlichen B-Strophen stünden am Ende. Eine Anordnung der Strophen, die zum einen die überlieferte Folge berücksichtigt, zum andern aber auch thematisch und chronologisch bedingte Umstellungen vornimmt, wie bei Schweikle, scheint mir keine glückliche Lösung zu sein.¹²

III. Die Walther-Überlieferung

Im Kontext einer Analyse der Überlieferung, die die Überlieferungsbefunde als Beiträge produktiven Umgangs mit Texten begreift, ist die Versikelfolge des Leichs nicht verderbt, sondern höchst sinnvoll. Der Walther-Text ist seiner Umgebung, unmittelbar nach Konrads 'Goldener Schmiede', geschickt dadurch angepaßt, daß die Marienthematik durch die Umstellung hervorgehoben wurde. Der Text, der mit Blick auf die Frage nach einem Autortext als sekundär angesehen werden muß, erweist sich mit Blick auf die Überlieferung als eine seiner produktiven Möglichkeiten.

Für L. 42,31 hat Jan-Dirk Müller gezeigt, inwieweit die Aussagen bei unterschiedlicher Strophenfolge differieren. Man könnte dies für zahlreiche andere Lieder ebenfalls tun, die bei Cormeau mit dem Satz »Sinnvoll auch die Reihung ...« oder »Sinnvoll auch die umgekehrte Folge« o. ä.¹³ kommentiert sind¹⁴, aber auch für die divergierende Reihenfolge der Strophen in den Sangspruchstönen.

Die 'verspielte' Homonymie in 53,25 ist mit Blick auf die produktiven Möglichkeiten der Überlieferung kein 'Fehler', sondern stellt den Versuch dar, den Text zu vereindeutigen, ihn gewissermaßen den allseits bekannten Konstituenten seiner Gattung anzupassen.

IV. Fazit

Die Überlieferung mittelhochdeutscher Lyrik hält für unterschiedliche Fragen, unterschiedliche Antworten parat. Die Gefahr, die besteht, ist die, daß e i n e

¹² Dasselbe gilt für eine Reihe weiterer Töne (König Friedrichs-Ton, Wiener Hofton, Bogner-ton).

¹³ Vor allem Nr. 21, 25, 34, 40, 44, (59), (84), (86), 92.

¹⁴ Da es mir in diesem Beitrag nur um ein sehr allgemeines Problem geht und nicht um die ausführliche Diskussion von Beispielen, verzichte ich auch auf eine Auflistung der Literatur und verweise nur auf zwei einschlägige Analysen: Chr. Cormeau: Das höfische Lied – Text zwischen Genese, Gebrauch und Überlieferung. Am Beispiel von Walther von der Vogelweide L. 63,32. In: Die Genese literarischer Texte. Modelle und Analysen. Hg. von A. Gellhaus. Würzburg 1994, S. 25-42. – J.-D. Müller: Walther von der Vogelweide. *Ir reinen wîp, ir werden man*. In: ZfdA 124 (1995), S. 1-25.

Antwort auf *e i n e* spezielle Frage als generelle Antwort auf mehrere Fragen angesehen wird. Weniger allgemein gesagt: Die Frage, wie Walthers Leich ausgesehen hat, verlangt eine andere Antwort, als die, wie Walthers Leich im 13. und 14. Jahrhundert rezeptionsgeschichtlich gesehen 'gelebt' hat. Auch wenn die Antworten auf unterschiedliche Fragen oft genug in der Praxis ineinander spielen¹⁵, dispensiert dies nicht davon, die Fragen methodisch auseinander zu halten. Beide, auf Autor und Überlieferung gerichtete Fragen sind legitim und notwendigerweise zu beantworten. Die Frage nach einem autornahen Text ist weder unverantwortlich noch die Suche nach einer Antwort hypertroph. Sie ist schon deshalb zu stellen, weil sie bei allen Divergenzen der Überlieferung gerade auf Grund der partiellen Stabilität der Überlieferung auch zu beantworten ist. Mit 'autornah' ist selbstredend nur ein Text gemeint, der durch die Überlieferungsbedingungen des 13. Jahrhunderts geprägt ist – also kein Autortext. Dies kann er schon deshalb nicht sein, weil er an die Materialität seiner Überlieferung auch editionstechnisch gebunden bleiben muß. Das heißt, die einzig verantwortbare Form der Edition folgt dem Leithandschriftenprinzip. Und das heißt, daß jede Abweichung von der Leithandschrift nicht nur graphisch markiert sein muß, sondern auch, daß sie, wenn sie sich nicht von selbst erklärt, erläutert werden muß. – Die Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten der Überlieferung ist von der nach einem autornahen Text methodisch gesehen abzusetzen, weil sie auf andere Einsichten zielt. Ganz konkret gesprochen: Uns fehlt ein Kommentar der Walther-Überlieferung, in dem die Walther-Corpora der Handschriften analysiert, der Bau der Töne kommentiert, die Lieder in ihrer unterschiedlichen Strophenfolge interpretiert und der Wortbestand sowie die Syntax in ihren Differenzen und Wandlungen dargestellt sind. Wenn die Frage nach dem autornahen Text die divergente Überlieferung gewissermaßen auf *e i n e n* Text fokussiert, dann hält die Frage nach der Überlieferung den Blick auf die Differenzen als historisch belegte Möglichkeiten der Entfaltung eines Textes offen. Beide Fragen müssen im Blick des Faches bleiben, auch wenn sich die Paradigmen verschieben, denn beide Fragen sind, wie gesagt, nicht miteinander zu verrechnen. Das schließt freilich nicht aus, daß in einer zukünftigen Walther-Ausgabe Antworten auf beide Fragen gegeben werden.

¹⁵ Ich möchte nur auf ein Beispiel dafür aufmerksam machen. Im Fall von L. 58,21 (C. Nr. 34) kann man die von Cormeau (gegen Kraus u. a.) favorisierte Strophenfolge der Hs. A, C und E *a u c h* mit Blick auf die Rezeptionsgeschichte des Liedes durch den Mamer verteidigen (vgl. dazu Jens Haustein: *Mamer-Studien*. Tübingen 1995 [MTU 109], S. 194f.; s. auch ebd. S. 221, Anm. 180).